

Architektur in Schlesien im 12. und 13. Jahrhundert

VON GÜNTHER GRUNDMANN

Vor 1945 stellte sich jeder Architekturforschung dieser frühen — jedenfalls für Schlesien frühen — Architekturphase bei wichtigen Bauuntersuchungen häufig die Unmöglichkeit, Grabungen zu unternehmen, entgegen. Nur dort, wo tiefgreifend restauriert wurde — aber auch dann nicht immer — konnten Untersuchungen an der Bausubstanz vorgenommen werden, so z. B. in Trebnitz mit sichtbaren Erfolgen und Ergebnissen. Dagegen durfte am Breslauer Dom nicht gegraben werden.

Die polnische Forschung fand insofern günstigere Möglichkeiten vor, als die schweren Zerstörungen während des Krieges vor Beginn der Wiederaufbauarbeiten Grabungen erlaubten, zum Teil sogar notwendig machten. Beispiele mit wichtigen Ergebnissen zur Baugeschichte lieferte vor allem die Grabung im Chor des Breslauer Domes, außerdem sind Grabungen in Zobten und Glogau und Freilegungen in Rauden als Belege zur Gewinnung oder Erkenntnis früherer baulicher Ausgangszustände zu nennen.

Wo sollte man auf Grabungen und ihre Ergebnisse für die Forschung eher hinweisen als auf der Reichenau? Und wenn ich am heutigen Vormittag Gelegenheit hatte, die karolingerzeitliche Grabung in Niederzell zu besichtigen, so hat mir gerade diese Besichtigung erneut deutlich gemacht, wie schwer es für einen Forscher aus Schlesien ist, mit den Objekten der Forschung nicht mehr in unmittelbarem Kontakt stehen zu können, sondern von ihnen weitgehend getrennt zu sein.

Im Hinblick auf unser Thema soll darauf hingewiesen werden, daß die Grabungs- und Untersuchungsergebnisse der polnischen Kunstwissenschaft und Denkmalpflege eine Fülle neuer Fakten baugeschichtlicher Art erbracht haben, die von großer Wichtigkeit sind und deshalb in Verbindung mit deutschen Forschungen und kritischen Stellungnahmen in unseren Ausführungen berücksichtigt werden müssen und sollen.

I.

Zu Beginn ist es notwendig, eine Zusammenstellung wichtiger polnischer und deutscher Publikationen voranzustellen, wobei beispielhaft Literatur zu einigen der hervorragendsten Bauwerke ausgewählt worden ist.

Erstens ist zum Vinzenzstift auf dem Elbing in Breslau die umfangliche Vorkriegsliteratur durch jüngere polnische und deutsche Nachkriegsliteratur ergänzt worden. Von deutscher Seite beschäftigten sich drei Fortsetzungen im Archiv für schlesische Kirchengeschichte von E. Richtsteig mit Peter Wlast¹⁾ und ebendort A. Moepert mit den ältesten Urkunden und Besitzungen des Vinzenzstiftes und der Wlast-Vita²⁾, von polnischer Seite M. Morelowski mit dem romanischen Portal von St. Vinzenz an Maria Magdalena³⁾, ferner H. Koziński⁴⁾, Z. Swiechowski⁵⁾ und andere.

Zweitens haben über die Filialkirche des Klosters St. Michael auf dem Elbing ausführlich deutscherseits K. Engelbert⁶⁾ und polnischerseits Morelowski und St. Trawkowski gearbeitet⁷⁾.

Drittens seien zum Breslauer Dom polnischerseits genannt die grundlegende Publikation von M. Bukowski⁸⁾ und von deutscher Seite die erste umfassende Publikation von L. Burgemeister⁹⁾ mit Angabe der gesamten Vorkriegsliteratur bis 1930. Eine wichtige Vorarbeit für die Nachkriegsliteratur war ein Aufsatz E. Walters von 1937 im Archiv für schlesische Kirchengeschichte¹⁰⁾. Weitere Literaturangaben enthalten die polnischen Grabungsberichte sowie zwei Aufsätze von A. Sabisch im

1) E. RICHTSTEIG, Peter Wlast. 1.–3. Teil. In: Archiv f. Schles. Kirchengeschichte 18, 1960, S. 1–27; 19, 1961, S. 1–24; 20, 1962, S. 1–28.

2) A. MOEPERT, Die ältesten Urkunden und Besitzungen des Vinzenzstiftes in Breslau. In: Ebd., 25, 1967, S. 1–37.

3) M. MORELOWSKI, Pochodzenia artystów olbińskiego portalu romańskiego u Marii Magdaleny we Wrocławiu [Die Herkunft der Künstler des romanischen Portals vom Elbing an Maria Magdalena zu Breslau]. In: Sprawozdania Wrocławskiego Towarzystwa Naukowego 11, 1956, S. 22–30.

4) W. KOZIŃSKI, Uwagi o portalu olbińskim [Bemerkungen zum Portal vom Elbing]. In: Ochrona Zabytków 11, 1958, S. 177–191.

5) Z. ŚWIECHOWSKI, Architektura na Śląsku do połowy XIII wieku. Warszawa 1955. Deutsche Übersetzung unter dem Titel: Die Architektur in Schlesien bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts (= Wissenschaftliche Übersetzungen des Johann-Gottfried-Herder-Instituts, Marburg, Nr. 33) 1957.

6) K. ENGELBERT, Geschichte der Pfarrei St. Michael in Breslau. 2. erweiterte Aufl. 1949.

7) St. TRAWKOWSKI, Olbin Wrocławski w XII wieku [Der Breslauer Elbing im 12. Jh.]. In: Roczniki Dziejów Społecznych i Gospodarczych 20, 1958, S. 69–103.

8) M. BUKOWSKI, Katedra Wrocławska. Architektura. Rozwój – Zniszenie – Odbudowa [Die Breslauer Kathedrale. Architektur. Entwicklung – Zerstörung – Wiederaufbau]. Wrocław, Warszawa, Kraków 1962.

9) L. BURGEMEISTER, Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau, 1. Teil (= Die Kunstdenkmäler der Provinz Niederschlesien Bd. I/1) 1930, S. 55–162.

10) E. WALTER, Wo stand der romanische Dom des Bischofs Walter? In: Archiv f. Schles. Kirchengeschichte 2, 1937, S. 33–56. Neuerdings erschien: DERS., Zur Baugeschichte des Langhauses und des Kleinchores, sowie zum fons sacer des Breslauer Domes. In: Ebd. 30, 1972, S. 70–92.

Archiv für schlesische Kirchengeschichte von 1962¹¹⁾ und 1963¹²⁾, 1964¹³⁾ und 1966¹⁴⁾ veröffentlichte in der gleichen Zeitschrift E. Walter zwei Beiträge zur Baugeschichte des Breslauer Doms im 13. Jahrhundert.

Viertens veröffentlichten zur Geschichte und Bedeutung der Zisterzienser in Schlesien jüngst H. Grüger zwei Aufsätze¹⁵⁾ und J. Gottschalk einen Literaturbericht¹⁶⁾.

Zu Trebnitz seien fünftens von deutscher Seite das 1940 erschienene Werk von A. Zinkler, D. Frey und G. Grundmann¹⁷⁾ und polnischerseits der Beitrag M. Kutzners in der Festschrift für W. Schubert von 1967¹⁸⁾ genannt.

Wichtig für unsere Darstellung sind ferner von deutscher Seite der kunstgeschichtliche Beitrag D. Freys in der erstmals 1938 erschienenen und 1961 neu herausgegebenen »Geschichte Schlesiens«¹⁹⁾ sowie die Veröffentlichung der Habilitationsschrift von H. Tintelnot über die mittelalterliche Baukunst Schlesiens, die 1951 von der Historischen Kommission für Schlesien gedruckt wurde²⁰⁾.

Außerdem ist der von mir organisierte und mit einem Arbeitsteam durchgeführte »Kunstatlas des östlichen Mitteleuropa«²¹⁾ zu nennen. In diesem karto-

11) A. SABISCH, Die ältesten Bischofsgräber im Breslauer Dom. Studien zur Freilegung der Gräfte im unteren Planum des Hohen Chores, November 1950 bis März 1951. In: Ebd. 20, 1962, S. 126–225.

12) DERS., Der romanische Dom des Breslauer Bischofs Walter († 1169) und seine Krypta. In: Ebd. 21, 1963, S. 43–72.

13) E. WALTER, Die bauliche Abhängigkeit der Krakauer Kathedrale vom Breslauer Domchor. In: Ebd. 22, 1964, S. 299–303.

14) DERS., Die Jahre 1244, 1268 und 1272 in der Baugeschichte des Breslauer Domes. In: Ebd. 24, 1966, S. 25–55.

15) H. GRÜGER, Die Chorotypen der niederschlesischen Zisterziensergruppe. In: Zs. f. Ostforsch. 19, 1970, S. 201–263; DERS., Die zisterziensische Architektur in Schlesien in den Jahren 1200 bis 1330. Bemerkungen zu Marian Kutzner, Cysterska Architektura na Śląsku w latach 1200–1330. In: Archiv f. Schles. Kirchengeschichte 29, 1971, S. 1–31.

16) J. GOTTSCHALK, Die Bedeutung der Zisterzienser für die deutsche Ostsiedlung, besonders für Schlesien. In: Zs. f. Ostforsch. 15, 1966, S. 67–106.

17) A. ZINKLER, D. FREY, G. GRUNDMANN, Die Klosterkirche in Trebnitz. Ein Denkmal deutscher Kunst der Kolonisationszeit in Schlesien (= Einzeluntersuchungen zur Bestandsaufnahme der Bau- und Kunstdenkmäler Schlesiens, Bd. 2), 1940.

18) M. KUTZNER, Der gotische Umbau der Klosterkirche in Trebnitz (Trzebnica). Künstlerische Beziehungen Sachsens und Thüringens zu Schlesien. In: Kunst des Mittelalters in Sachsen. Festschrift Wolf Schubert, 1967, S. 107–116.

19) D. FREY, Die Kunst im Mittelalter. In: Geschichte Schlesiens, hg. Historische Kommission für Schlesien, Bd. 1, 3. Aufl. 1961, S. 544–592.

20) H. TINTELNOT, Die mittelalterliche Baukunst Schlesiens (= Quellen und Darstellungen zur schlesischen Geschichte, hg. Historische Kommission für Schlesien, Bd. 1) 1951.

21) G. GRUNDMANN, Der Aufgabenbereich der Fachgruppe Kunstgeschichte des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates unter besonderer Berücksichtigung des Kunstatlasses des östlichen Mitteleuropa. In: Zs. f. Ostforsch. 21, 1972, S. 288–299.

graphischen Inventar hat den Raum Schlesien W. Schadendorf im Juni 1961 abgeschlossen. Die Kartenblätter von Schlesien (eine Grundkarte und 9 Oleaten) und von Breslau (eine Grundkarte und 9 Oleaten) zeichnete Melitta Tischer. Aus diesen kartographischen Darstellungen lassen sich in Verbindung mit den Legenden ohne weiteres die Bauten des 12. und 13. Jahrhunderts ablesen, baugeschichtlich und baubeschreibend identifizieren und durch einschlägige Literatur bis in die neueste Zeit belegen.

Unsere Darstellung kann im Rahmen eines abendlichen Vortrages keinen Anspruch auf eine auch nur annähernde Vollständigkeit erheben. Sie muß sich auf eine Auswahl der wichtigsten kirchlichen Beispiele beschränken, um an ihnen deutlich zu machen, wie sich vom 12. zum 13. Jahrhundert der bauliche Prozeß in Schlesien vollzieht, d. h. vom romanischen zum gotischen Stiltypus entwickelt.

2.

Will man die entscheidenden Kräfte, die im 12. Jahrhundert das schwer zu rekonstruierende Architekturbild Schlesiens formten, mit einem Namen benennen, so steht die Gestalt des sogenannten Gaugrafen Peter Wlast am Anfang dieser Epoche ²²⁾. Seine Lebensdaten liegen zwischen dem Ausgang des 11. und der Mitte des 12. Jahrhunderts. Er starb 1153. Die Gründung der Augustiner-Propstei St. Maria *in monte Silenciü* erfolgte 1134. Wahrscheinlich war Gorkau der Standort des Klosters, das Mitte des 12. Jahrhunderts bereits aufgegeben und auf die Sandinsel nach Breslau verlegt wurde.

Um den Zobten haben sich zahlreiche romanische Plastiken erhalten, so die bekannten acht Löwen und zwei stehende Tierfiguren (eventuell Bären). Alle diese Plastiken haben keine Basenansätze auf dem Rücken, sie waren also keine Säulenträger, sondern standen vielmehr neben den Portalen ohne architektonischen Zusammenhang. Nach älteren Ansichten waren so z. B. die beiden Löwen rechts und links neben dem nach St. Magdalenen übertragenen Portal von St. Vinzenz aufgestellt. Im Zobtengebiet stehen noch heute je zwei Löwen neben den Portalen von Gorkau, Seiferdau und Queitsch (Tafel 1), Kirchen, deren Baudaten um die Mitte des 13. Jahrhunderts liegen ²³⁾.

22) Vgl. RICHTSTEIG (wie Anm. 1), MOEPERT (wie Anm. 2) S. 1 ff. und SWIECHOWSKI (wie Anm. 5) S. 14, 31, 62 ff., 80 ff.

23) K. DEGEN, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Landkreises Breslau (= Bau- und Kunstdenkmäler des deutschen Ostens, im Auftrag des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates hg. G. GRUNDMANN, Reihe C, Bd. I), 1965, S. 375 ff., 404.

Die Kirche in Queitsch wird z. B. von der polnischen Forschung, so von Swiechowski und Kozaczewski, um 1250 oder auf das dritte Viertel des 13. Jahrhunderts voneinander abweichend datiert²⁴⁾, ein Beweis, daß die polnische — wie die deutsche — Forschung hinsichtlich der Datierungsfragen keineswegs immer der gleichen Meinung ist. Wir müssen es uns versagen, auf die Kirchen um den Zobten hier einzugehen. Es sei aber auf das 1964 von mir herausgegebene Inventarwerk des Landkreises Breslau von Kurt Degen hingewiesen, das in der ursprünglichen Fassung bereits 1936/37 abgeschlossen war. Dieses Werk enthält eine eindrucksvolle Gesamtdarstellung mit zahlreichen Abbildungen. Wichtig ist, daß ihm in einem Anhang die neueren polnischen Forschungsergebnisse beigegeben worden sind, so vor allem Abbildung und Bericht über die freigelegten Fragmente einer Pfeiler-Basilika im Inneren der zerstörten Pfarrkirche in Zobten²⁵⁾. Dem Typus nach — mit Chorquadrat und Halbkreisapsis — wird sie auf das Ende des 12. oder den Anfang des 13. Jahrhunderts anzusetzen sein, in ihren Abmessungen entspricht sie etwa der Neumarkter Pfarrkirche von 1215.

Doch nun zurück zu den Kirchengründungen von Peter Wlast²⁶⁾. Als die älteste dieser Gründungen und erste von Wlast erbaute Kirche wird die Michaelskirche, ehemals auf dem Elbing in Breslau gelegen, genannt. Sie wurde von Bischof Heymo (1120—26) geweiht. 1139 erfolgte ihre Inkorporierung in das unmittelbar daneben liegende St. Vinzenzklster. Es handelte sich um eine dreischiffige, sechs-jochige Basilika mit Halbkreisapsis und Westturm.

Das eben genannte Vinzenzklster auf dem Elbing wurde 1139 oder früher von Peter Wlast gegründet und war zwischen 1139 und 1179 mit Benediktinern besetzt, dann mit Prämonstratensern. Der 1148 geweihte Kirchenbau ist 1520 abgebrochen worden. Von ihm gibt es nur unzureichende Wiedergaben und einige nach dem Abbruch an verschiedenen Stellen der Stadt untergebrachte Spolien. Außer dem Portal an St. Maria Magdalena wurden ein Kapitell und ein Säulenstumpf im Hof der Universität aufgestellt. Unter Benutzung der überlieferten Ansichten kann eine dreischiffige achtjochige Basilika mit Halbkreisapsiden, einem lang herausgezogenen Hauptchor und einem von zwei geplanten Westtürmen ausgeführten Turm rekonstruiert werden. Zweifelsohne kann im Inneren eine flache Holzdecke angenommen werden. Das Material der Kirche war Haustein.

24) SWIECHOWSKI (wie Anm. 5) S. 63 f.; T. KOZACZEWSKI, *Jednonawowe kościoły romańskie na Dolnym Śląsku* [Einschiffige romanische Kirchen in Niederschlesien] (= *Zeszyty naukowe Politechniki Wrocławskiej* Nr. 16 (Architektura II)), Wrocław 1957, S. 58 ff.

25) DEGEN (wie Anm. 23) S. 398 ff. mit Fig. 138 auf S. 399. Der Anhang »Ergebnisse und Thesen der polnischen Forschung 1945—1965«, ebd. S. 387—406, wird D. GROSSMANN und W. SCHADENDORF verdankt.

26) Vgl. zum Folgenden die in Anm. 22 zitierte Literatur.

Zu den wichtigsten schlesischen Inkunabeln der Romanik gehören das Kapitellfragment und der Säulenstumpf sowie das Portal (Tafel 2). Die Form des Kapitells als Abschluß einer mächtigen Säule ergibt für den Innenraum deutlich den Typ der Säulenbasilika, und die Zeichnung und plastische Gestaltung der Kapitellform stimmt überein mit Säulen und Kapitellen der Klosterruine von Paulinzella²⁷⁾. Das Portal wurde wohl bald nach Übernahme des Klosters durch die Prämonstratenser hergestellt, die 1193 durch den Papst bestätigt wurde. In den Formen spricht sich eine deutliche Stilmischung süddeutscher und lombardischer Elemente mit westfranzösischen aus. Eben diese Tatsache der Mischung von Formen aus verschiedenen westeuropäischen Kunstlandschaften ist für Schlesien charakteristisch und entspricht der Besetzung der schlesischen Klöster des 12. Jahrhunderts mit Ordensbrüdern aus den verschiedensten Klöstern des Westens. Das Tympanon dieses Portals, das museal aufbewahrt wird, ist rheinisch beeinflusst und hat in der weiteren Entwicklung nach Osten eine Parallele an der Klosterkirche in Strelno. Man vergleiche St. Maria im Kapitol in Köln! Außer Strelno werden von Bogufal folgende Klostergründungen Peter Wlasts in Polen genannt: Eine Prämonstratenser-Propstei bei Kalisch, die Abtei der regulierten Augustiner in Mstow bei Tschenschow und die Abteien in Czerwinsk und Sulejow²⁸⁾, Bauten, die ich auf einer Polenreise 1934 besichtigt habe.

In Schlesien ist außer dem Vinzenzkloster vor allem wichtig die Nachfolgegründung für die Augustinerchorherren aus Gorkau auf dem Sande zu Breslau, nämlich Kloster und Kirche zu St. Maria *in arena*. Die Gründung erfolgte nach 1148 durch eine Schenkung Peter Wlasts. Von dieser Klosterkirche ist nur ein einziges bauplastisches Fragment erhalten, nämlich ein Tympanon (Tafel 3). Es zeigt Maria, die Gemahlin Peter Wlasts, mit einem zweitürmigen Kirchenmodell und den jugendlichen Swentoslaus beiderseits der thronenden Jungfrau mit dem Kinde²⁹⁾. Gegenüber dem Tympanon von St. Vinzenz handelt es sich um eine sehr viel körperhaftere plastische Form. Über das Aussehen des ersten romanischen Baues dieser Kirche, der 1241 zerstört und durch einen Bau des 14. Jahrhunderts, der 1369 geweiht wurde, ersetzt worden ist, lassen sich keine Angaben machen.

Dafür ist inzwischen die Baugeschichte des Breslauer Domes und seiner Vorgängerbauten sehr viel mehr geklärt worden³⁰⁾. Man unterschied schon immer vier

27) TINTELNOT (wie Anm. 20) S. 4 f.

28) Boguphali II episcopi Posnaniensis chronicon Poloniae, cum continuatione Basconis custodis Posnaniensis, cap. 32. In: Pomniki dziejowe Polski. Monumenta Poloniae Historica. Tom. II, 'S-Gravenhage (Warszawa) 1872 (Neudr. 1961), S. 520 ff.; vgl. die Zusammenstellung bei RICHTSTEIG (wie Anm. 1), 3. Teil, S. 7.

29) BURGEMEISTER (wie Anm. 9) S. 205–244; SWIECHOWSKI (wie Anm. 6) S. 78 ff.

30) BUKOWSKI (wie Anm. 8); BURGEMEISTER (wie Anm. 9) S. 55 ff.; WALTER (wie Anm. 10 und Anm. 13); SABISCH (wie Anm. 11 und Anm. 12); FREY (wie Anm. 19) S. 547; TINTELNOT

Bauphasen. Über die erste und zweite dieser Phasen läßt sich architekturgeschichtlich nichts aussagen. Die zweite Bauphase wird im allgemeinen als Hieronymus-Dom bezeichnet, für den die Jahre 1051 und 1062 belegt sind. Dagegen ist die dritte Phase des sogenannten Walterdomes oder steinernen Domes 1158 bis 1180 sehr viel konkreter darstellbar. Es gibt von ihm einmal eine Reihe von Spolien, und zum anderen hat die polnische Grabung wichtige Aufschlüsse erbracht.

Man kann heute mit Sicherheit sagen, daß dieser dritte Dom von 1158 sich tatsächlich mit seinen Fundamenten unter denen des vierten, des heutigen Domes des Bischofs Thomas, befindet. Die polnische Grabung weist nach, daß sich unter dem Westteil des Thomaschores ein romanischer langgestreckter Chor mit Halbkreisabschluß befindet. Zu diesem frühen romanischen Chor gehörte wohl sicher ein basilikales dreischiffiges Langhaus — ob mit oder ohne Querschiff ist offen —, gehörten weiter die bauplastischen Spolien, die an der 1465/67 erbauten Westvorhalle Verwendung gefunden haben, nämlich zwei Säulen mit zwei Löwenkonsolen; ferner gehören der gleichen Bauperiode eine Sandsteinfigur Johannes des Täufers und zwei Säulenreste an, die im Botanischen Garten lagen.

Nunmehr sind zu diesen seit langem bekannten Spolien weitere Befunde durch die polnische Grabung von 1950/51 hinzugetreten, nämlich die Fundament- bzw. Mauerreste der Krypta, die mit einem Halbkreis im Osten und einer Achsenverschiebung zum Hohen Chor und Langhaus des darüber befindlichen heutigen Domes Lage und Grundriß des romanischen Chores rekonstruierbar machen (Abb. 1). Dazu kommen Relikte von zwei Säulenstümpfen und Reste des Fußbodenbelags dieser Krypta.

Die Grabung hat außerdem die Lage der »Tiefen Gruft« ergeben, d. h. der Grabstätte der vor dem Abbruch der romanischen Krypta umgebetteten Überreste der drei Bischöfe: des Wallonen Walter († 1169), seines Nachfolgers Sirosław († 1198), unter dem der romanische Bau vollendet wurde (dargestellt in einem Siegel der Zehnturkunde für Großtinz in der Hand des Bischofs), und des Bischofs Jarosław I. († 1201).

In der Publikation von Gabarowicz, dem Leiter der Grabung, und von Bukowski wird für das Aussehen des Walterdomes auf den Plocker Dom (Walter war vor seiner Breslauer Bischofszeit Plocker Dompropst) hingewiesen. Damit wird ein schon von Frey in seinem kunstgeschichtlichen Abriss in der Geschichte Schlesiens 1938 vermuteter Zusammenhang aufgegriffen³¹⁾. Eine Einzeichnung des aus dem Kryptabefund rekonstruierten romanischen Walterbaues in den Plocker Domgrund-

(wie Anm. 20) S. 35 ff.; G. GRUNDMANN, Breslau Dom (= Übersicht aller denkmalpflegerischen Einzelmaßnahmen in den Jahren 1932–1934). In: Schlesische Heimatpflege, 1. Veröff., Kunst- und Denkmalpflege, Museumswesen, Heimatschutz, 1935, S. 104–111.

31) FREY (wie Anm. 19), 1. Aufl. 1938, S. 441.

riß ergibt starke Übereinstimmung auch der Maße. Sie sind geringer als die des heutigen Breslauer Domes. Da die Grabungen nach 1951 im Ostteil nicht fortgesetzt werden konnten, sind leider Fragen offen geblieben, wie die, ob auch am Querbau des Walterdome Apsiden vorhanden waren, sowie die nach den vermuteten Westtürmen.

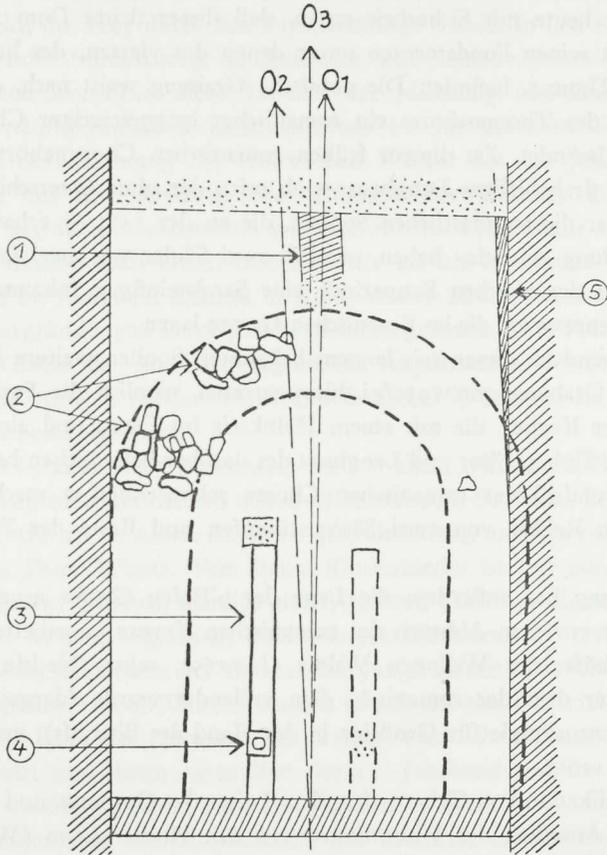


Abb. 1 Grundriß der romanischen Krypta des Breslauer Doms, eingezeichnet in die westliche Hälfte des gotischen Hochchores (nach A. Sabisch)

- (1) »Tiefe Gruft« Bischof Walters und seiner beiden Nachfolger
- (2) Fundamentreste des Apsishalbbogens
- (3) Reste vom Estrich, Bodenbelag in der romanischen Krypta
- (4) Erhaltener nördlicher Säulenstumpf
- (5) Schräge Fundamentmauer, parallel zur »Tiefen Gruft«

O1 Ost-West-Achse der romanischen Krypta

O2 Achse der »Tiefen Gruft« und der schrägen Fundamentmauer

O3 Mittelachse des gotischen Hochchores

Die Spolien und der ergrabene Grundriß der Krypta lassen deren Aussehen etwa in einem Vergleich mit der Leonhardskrypta auf dem Wawel in Krakau vorstellbar werden: Je drei Säulen tragen rechts und links das Gewölbe, ein Halbbogen schließt im Hintergrund den Raum ab. Dieser hatte sicher in der oberen Wandzone, die damals über Niveau gelegen haben dürfte, kleine Fenster.

Die beiden spätromanischen, mit geometrischem Ornament reliefierten Säulen waren sicher Bestandteile der romanischen Portalanlage. Die beiden Löwen fordern zum Vergleich mit den Löwen der St. Stanislaus-Kirche in Queitsch auf³²⁾. Ihre Anbringung an Kirchenportalen entspricht der Symbolbedeutung von Stärke und Wachsamkeit im Glauben. Am Dom war ihre Anbringung nicht eine freistehende, das Portal flankierende wie in St. Vinzenz, sondern sie ruhten auf kürzeren Säulen und trugen auf ihrem Rücken längere Säulen.

Die Johannis-Statue schließlich hängt wahrscheinlich mit einer alten Wasserstätte aus heidnischer Zeit zusammen. Ihre spätere Anbringung über einem Brunnen läßt vielleicht auf einen ursprünglichen Standort an einer Taufkapelle nördlich des Domes schließen; auf jeden Fall aber kann sie sich nicht im Dominneren befunden haben.

3.

Für das Architekturgeschehen in Schlesien waren die Gründungen der Zisterzienserklöster von eminenter Bedeutung. Es handelt sich um zwei Gruppen: Die niederschlesische Gruppe mit den Klöstern Leubus (Filiale Mogila), Heinrichau, Kamenz, Grüssau und Trebnitz und die oberschlesische mit Rauden und Himmelwitz, gegründet von Jdrzejow; sie gehörten zur Krakauer Ordensprovinz und stehen damit der kleinpolnischen Gruppe nahe.

Die frühen Erstbauten zwischen 1200 und 1330 sind bis auf Trebnitz nur in ganz geringen Resten konkret faßbar. Die uns bekannten eindrucksvollen Klosterkirchen des Mittelalters, eindrucksvoll selbst unter der stark verkleidenden Barockisierung, sind alle erst im 14. Jahrhundert entstanden bzw. entscheidend fertiggebaut worden.

Die neuere Forschung hat ältere Vorstellungen zum Teil mit Recht korrigiert und vervollständigt. Das gilt vor allem für die Beweisführungen H. Grügers³³⁾, während Marian Kutzner sich mit merkbarer Absicht mit dem Problem der Ausschließlichkeit mönchischer Bauhütten befaßt, die einen schlesischen Sondertyp geschaffen hätten. Als ein wichtiges Argument in seiner Beweisführung muß anerkannt werden, daß vielfache Umstände es nicht nur in Schlesien, sondern allent-

32) DEGEN (wie Anm. 23) S. 228 und S. 397 mit Abb. 3 auf S. 430.

33) GRÜGER (wie Anm. 15).

halben den grauen Mönchen unmöglich gemacht hatten, bei dem Verfall des Konversen-Instituts ihre Bauten nur mit eigenen Kräften auszuführen. Durch laufenden Zuzug weltlicher Steinmetzen, so legt Kutzner dar, hätten die Bauhütten ihren ausschließlich mönchischen Charakter verloren. Wörtlich ergänzt er diese Beweisführung durch Eingehen auf die zisterziensischen Bauregeln: »Die Baubestimmungen des Ordens sind wenig konkret gefaßt und erstrecken sich im wesentlichen auf das Verbot der Türme«. Über bestimmte Grundrißvorschriften für die Ost- oder Chorpatrien gebe es keine Vorschriften; diese bezögen sich außer auf das Turmverbot nur auf solche über figürliche Plastik, Malereien und Vitragen³⁴⁾. Hier ist es nun interessant, auf eine Untersuchung Grögers über die Ostpartien bzw. Chorschlüsse der Zisterzienserkirchen im Gesamtniederlassungsraum der Zisterzienser hinzuweisen. Gröger stellt fest, daß von 23 Kirchen, soweit deren Pläne aus dem 12. Jahrhundert der heutigen Forschung bekannt seien, nur vier das zisterziensische Rektangulär-Schema (gerade geschlossener Chor mit Ambitus und Kapellen) aufweisen; alle anderen zeigten den sächsisch-hirsauischen Apsidentypus. Gröger folgert hieraus, daß es falsch sei zu behaupten, Trebnitz mit seinem apsidialen Chorschluß nehme unter den Zisterzienserkirchen eine Sonderstellung ein³⁵⁾. Soweit ist Grögers Argumentation durchaus stichhaltig, aber seine eigene Zusammenstellung läßt erkennen, daß sich die Zisterzienser in den alten Kulturlandschaften Deutschlands, in Franken, Hessen, Bayern, Thüringen, also nördlich der Donau und östlich von Neckar und Rhein, nach dem zisterziensischen Schema von Morimond (gerader Chorschluß mit Ambitus und Kapellen) gerichtet haben, das von hier aus über Walkenried, Ebrach, Riddagshausen nach Schlesien gelangte und in Heinrichau, Leubus, Kamenz, wahrscheinlich auch in Grüssau übereinstimmend angewandt wurde. Die individuellen Unterschiede erklären sich aus jenen Einflüssen, die mit der Struktur der Bauhütten — und das nicht nur in Schlesien — zusammenhängen, auf die Marian Kutzner mit der offenbaren Absicht der polnischen Forschung hinweist, den Einfluß des Westens durch die Betonung der Hereinnahme von Laien, also der eingesessenen Bevölkerung, zu kompensieren. Diese eingesessene Bevölkerung mit der polnischen zu identifizieren, ist dabei stillschweigende Voraussetzung. Gerade dieser Hinweis aber erscheint mir ein wichtiges Argument zur Bestimmung des spezifisch schlesischen Charakters der zisterziensischen Baukunst des 12. zum 13. Jahrhundert zu bieten.

Eine Beschäftigung mit der zisterziensischen Baukunst in Schlesien mag eingeleitet werden mit einem Eingehen auf diejenige Klosterkirche, deren Baubestand des 13. Jahrhunderts sich am besten erhalten hat, nämlich auf die Zisterzienserinnen-

34) M. KUTZNER, *Cysterska Architektura na Śląsku w latach 1200—1330*. Uniwersytet Mikołaja Kopernika. Prace Habilitacyjne. Toruń 1969. Vgl. die ausführliche Besprechung dieses Werkes durch GRÖGER (wie Anm. 15) S. 8 ff., v. a. S. 11 sowie S. 27.

35) GRÖGER, Chortypen (wie Anm. 15) S. 208 ff., v. a. S. 211 ff.

stiftskirche St. Bartholomäus in Trebnitz³⁶⁾. Dieses Kloster wurde 1203 gestiftet und befand sich 1218 im Besitz der Zisterzienserinnen.

Der mittelalterliche Kirchenbau läßt sich in den Daten seiner Entstehungsgeschichte genau festlegen: 1214 die Krypta, 1219 die Vollendung des Ostteiles und 1240 die Vollendung der Westteile bis zur Hochschiffwölbung. Trotz der späteren Barockisierung ist der romanische Ausgangsbau klar rekonstruierbar, der um 1270 mit der Hedwigskapelle ein frühgotisches Umbauprojekt und 1741–47 eine Erhöhung der Hauptapsis mit dem Chor und 1789 eine Beseitigung der Vorhalle und die Erbauung eines Westturmes über sich ergehen lassen mußte.

Bei dem romanischen Bau handelt es sich um einen Backstein-Haustein-Bau. Eine dreischiffige vierjochige Basilika mit Querhaus wird im Osten von einer dreichörigen apsidialen Anlage und einer dreischiffigen Krypta abgeschlossen. Die Nonnenempore des romanischen Baues ist nicht erhalten. Dieser so kurz charakterisierte Trebnitzer Bau ist von Zinckler mit der Prämonstratenserkirche von Jerichow (1172 bis 1200) in Verbindung gebracht worden, wobei vor allem auf die auffallende Übereinstimmung der dreiapsidialen Ostpartie hingewiesen wurde (Abb. 2). Demgegenüber führt Grüger³⁷⁾ unter Hinweis auf die in Trebnitz verwendete Bautechnik die Zisterzienserkirchen von Doberlug und Alzella (1184–1226) in die Diskussion ein, um sie für Trebnitz als Vorbilder wahrscheinlich zu machen und dabei auch einen Hinweis einzufügen, daß dynastische Zusammenhänge hier eine Rolle mitgespielt hätten. Außerdem wird von ihm die Mischtechnik Backstein mit Werkstein, wie sie in Alzella vorliegt, zum Beweis für den Zusammenhang mit Trebnitz angeführt. Diese Mischtechnik im Materialsinne ist im Lauf der zweiten Hälfte des 13. und 14. Jahrhunderts für Schlesien charakteristisch geworden.

Eine besondere Rolle spielt bei der Rekonstruktion von Trebnitz durch Zinckler die Vorhalle mit den drei Westportalen. Diese Vorhalle wurde im Ausgang des 18. Jahrhunderts beseitigt und mußte einem spätbarocken Turmbau weichen. Das Hauptportal und das rechte Seitenportal sind dabei kassiert worden, vom linken Seitenportal blieb ein kleines Stück des Gewändes sichtbar. Zinckler veranlaßte zu meiner Zeit als Provinzialkonservator die vollständige Freilegung, wobei nach Beseitigung der Turmanschlußmauer das voll erhaltene Portalgewände mit dem Tympanon (Tafel 4) zum Vorschein kam. Dagobert Frey³⁸⁾ hat in dem Werk über Trebnitz dieses Tympanon in den süddeutsch-burgundischen Zusammenhang eingeordnet,

36) Vgl. A. ZINKLER, Die Rekonstruktion des mittelalterlichen Baues der Klosterkirche in Trebnitz. In: ZINKLER, FREY, GRUNDMANN (wie Anm. 17) S. 13–113. GOTTSCHALK (wie Anm. 16) S. 91 ff.

37) GRÜGER, Chortypen (wie Anm. 15) S. 214–219.

38) D. FREY, Das romanische Tympanon des Westportals an der Klosterkirche in Trebnitz. In: ZINKLER, FREY, GRUNDMANN (wie Anm. 17) S. 117–146.

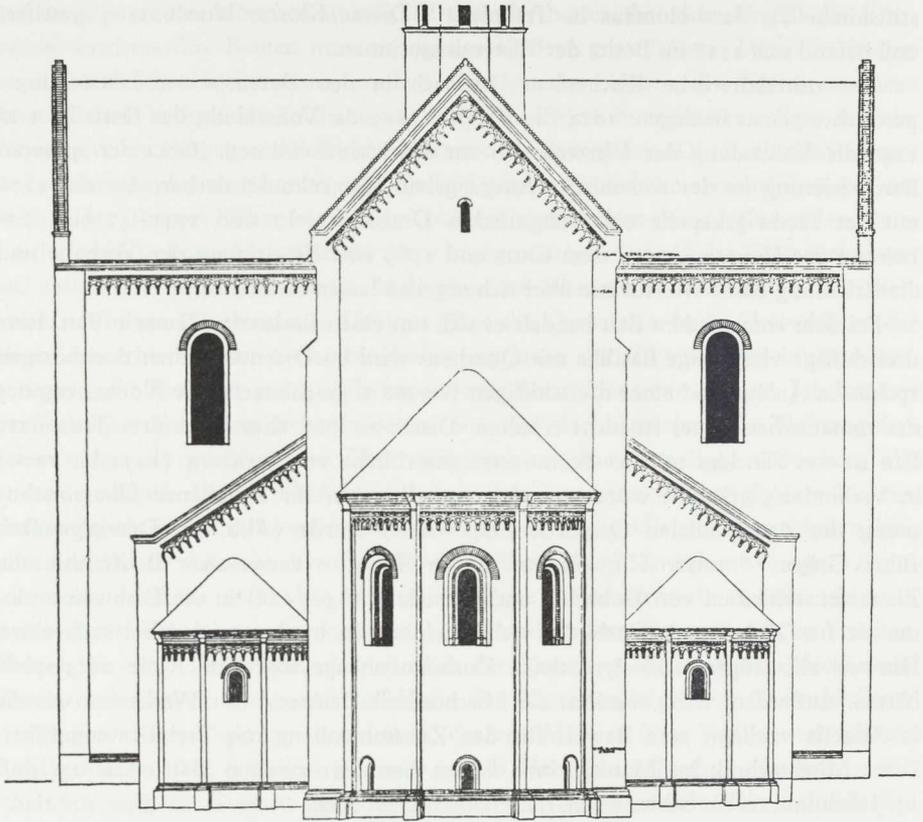


Abb. 2 Klosterkirche in Trebnitz, Rekonstruktion des Äußeren von Osten (nach A. Zinkler)

wiederum ein Beweis dafür, daß die Bildhauer und Steinmetzen der zisterziensischen Bauhöfen nicht nur aus heimischen Konversen bestanden haben können, sondern durch solche aus anderen Klöstern oder aus Laienkreisen sich ergänzt haben müssen.

Im Gegensatz zu Trebnitz sind die übrigen Zisterzienserklöster der niederschlesischen Gruppe sämtlich mit rektangularen Chorpartien versehen. Der früheste Bau, die Filiale von Leubus, ist Heinrichau (Abb. 3)³⁹⁾, von dem ein größerer Baurest der Ostpartie im Gegensatz zum Mutterkloster Leubus erhalten geblieben ist. Der Ausgangsbau, der nach 1227, dem Einzug des Konvents in die provisori-

39) GRÜGER, Chorotypen (wie Anm. 15) S. 225–239; DERS., Architektur (wie Anm. 15) S. 14–16; GOTTSCHALK (wie Anm. 16) S. 88 ff.

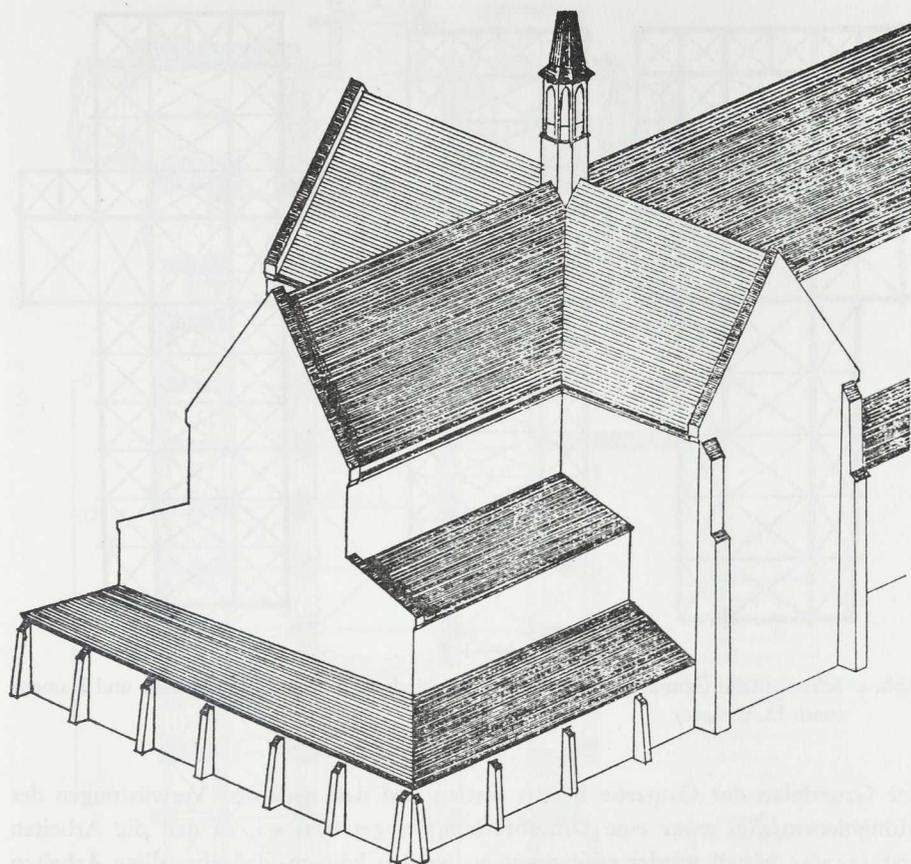


Abb. 3 Abteikirche in Heinrichau, schematische Ansicht von Nordosten (13. Jahrhundert)
(nach H. Grüger)

schen Gebäude, 1241 von den Mongolen überrannt wurde, ist nach bisheriger Auffassung der deutschen Forschung zwischen 1245/50 und 1273 weitergebaut und vollendet worden. Er umfaßt die Ostpartie der Kirche mit dem Querschiff und dem im Ostjoch des Langhauses befindlichen Mönchschor. Der übrige mittelalterliche Bau wurde erst im 14. Jahrhundert, wahrscheinlich zwischen 1304 und 1320 (Schlußweihe), weitergeführt und fertiggestellt.

Neuerlich stützt sich Marian Kutzner⁴⁰⁾ hinsichtlich der Grundsteinlegung auf zwei Urkunden von 1239, aus denen er einen Bezug auf den Kirchenbau und die Vollendung des Stiftes herausliest. Daraus folgert er, daß der Grundstein zu der monumentalen Kirche bereits unter Abt Bodo um 1234 anzusetzen ist, daß damals

40) KUTZNER (wie Anm. 34) S. 32 ff., 80 ff.

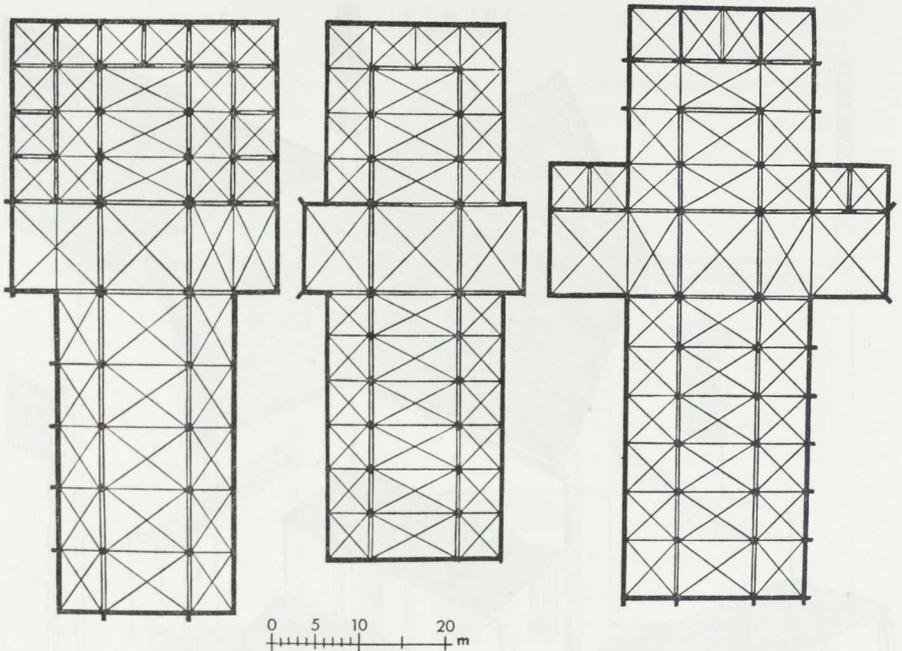


Abb. 4 Schematische Grundrisse der Zisterzienserkirchen in Heinrichau, Leubus und Kamenz (nach H. Grüger)

der Grundplan der Ostpartie bereits festlag und daß nach den Verwüstungen des Mongoleneinfalles zwar eine Unterbrechung eingetreten sei, so daß die Arbeiten erst 1243/45 hätten wieder aufgenommen werden können, daß aber diese Arbeiten von den bereits festgelegten Grundmauern des ersten Planes hätten ausgehen müssen.

Die ältesten Teile dieses Planes des 13. Jahrhunderts, die auf uns gekommen sind, sind in den südlichen Umgangskapellen mit ihren freigelegten Ecksäulen erhalten. Diese Kapellen, elf an der Zahl, ergeben in Verbindung mit dem Hochchor und seinen Seitenschiffen eine durch die Bauunterbrechung und den Wechsel der Bauhütte interessante und reichgegliederte Variante, die dennoch nicht ihre Herkunft verleugnen kann. Der Grundplan richtet sich zwar nach dem Schema des großen Rektangularchors von Cîteaux und Morimond, der, wie immer schon behauptet wurde, von Ebrach, Walkenried und Riddagshausen übernommen wurde, aber der insofern durch Verzicht auf den Ambitus auf der Ostseite eine individuelle Veränderung erfuhr. Wahrscheinlich wurde der Rektangularchor auch von Heinrichau auf die Filiale Grüssau weitergegeben. Er lebte ebenso im zweiten Bau von Leubus 1300–1341 und in Kamenz 1315–1349 weiter (Abb. 4). Aber auf diese Bauten ist

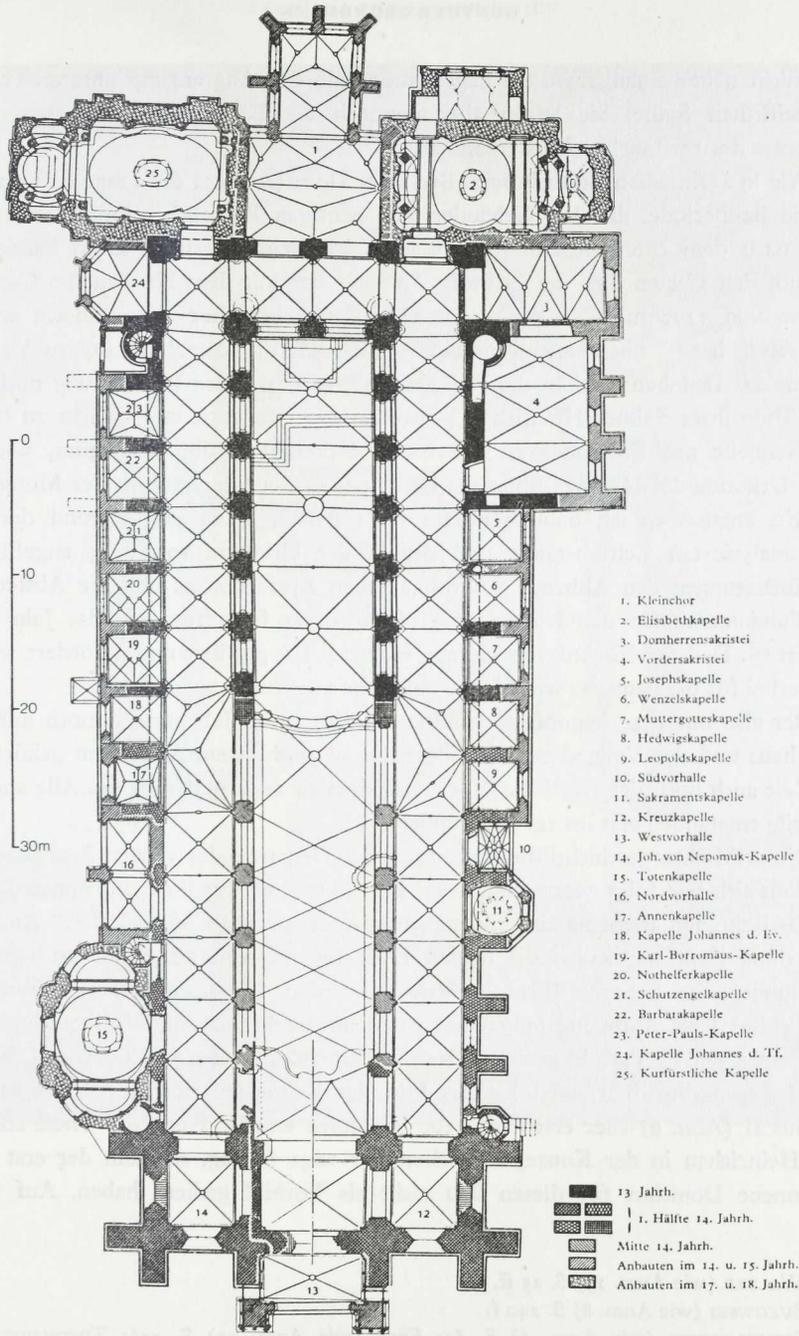


Abb. 5 Grundriß des Breslauer Doms (nach L. Burgemeister)

hier nicht näher einzugehen. Sie liegen außerhalb der Abgrenzung unseres Themas im zeitlichen Sinne. Sie lassen aber dennoch die Fortdauer der konservativen Elemente des 13. Jahrhunderts erkennen.

Wie in Heinrichau ist auch beim Breslauer Dom (Abb. 5) die Frage aufgetaucht, ob die Bauperiode, die den Gebäuden den heutigen Eindruck vermittelt hat, vor oder nach dem Mongoleneinfall anzusetzen ist. Beim Breslauer Dom handelt es sich um den vierten Bau des Bischofs Thomas, der mit dem Neubau des Ostteiles begann und 1272 mit der Weihe des Hochaltares im Chor abgeschlossen wurde. E. Walter hat ⁴¹⁾ überzeugend nachgewiesen, daß die Annahme Bukowskis, der Beginn des Dombaues sei in die Zeit der Witwenschaft der Hl. Hedwig noch vor dem Tode ihres Sohnes Heinrich II., also um 1240 zu datieren ⁴²⁾, nicht zu halten ist, vielmehr mit Burgemeister, Frey und Tintelnot ⁴³⁾ der Baubeginn, wie aus einer Urkunde des Herzogs Boleslaus II. von 1244 hervorgeht, nach der Mongolenschlacht anzusetzen ist. Sabisch dürfte recht haben, wenn er aufgrund der von ihm analysierten Zeitumstände und der in der Urkunde von 1244 angeführten Vergünstigungen den Abbruch des romanischen Apsidenbaues und die Absteckung der Fundamente für den frühgotischen Chor sogar frühestens um das Jahr 1244 ansetzt ⁴⁴⁾. Daß der Bischof von Herzog Heinrich III. gestützt und gefördert wurde, ist hierbei für die deutsche wie für die polnische Forschung außer Frage.

Der also um 1244 begonnene Neubau wurde im 13. Jahrhundert noch mit dem Querhaus und der Vollendung des Chorbaues abgeschlossen. Außerdem gehört dieser Zeit auch noch der westliche Turmbau zwischen 1292 und 1301 an. Alle anderen Bauteile entstanden erst im 14. Jahrhundert.

Die architekturgeschichtliche Bedeutung der Ostpartie des vierten Breslauer Domes läßt sich wie folgt zusammenfassen: Für sie wurde, was durchaus ungewöhnlich ist, das Rektangularschema zugrundegelegt, also der gerade Chorschluß mit Ambitus, aber ohne Kapellen, wobei die beiden Eckjoche des Ambitus später noch im 13. Jahrhundert durch kurze Türme aufgehöhht wurden. Die schlesische Forschung hat auf Leubus I als Anregung hingewiesen und umgekehrt darauf, der Domchor habe für Heinrichau als Vorbild gedient. Dazu ist folgendes zu sagen. Die These Leubus I ist schwer nachprüfbar, weil Leubus I in der Rekonstruktion nicht belegbar ist, Leubus II (Abb. 6) aber erst nach 1300 begonnen wurde. Wenn die These stimmt, daß Heinrichau in der Konzeption schon vor 1241 festlag, so kann der erst 1244 begonnene Domchor für diesen Bau nicht als Vorbild gedient haben. Auf jeden

41) WALTER (wie Anm. 13) S. 25 ff.

42) BUKOWSKI (wie Anm. 8) S. 240 f.

43) BURGEMEISTER (wie Anm. 9) S. 61; FREY (wie Anm. 19) S. 556; TINTELNOT (wie Anm. 20) S. 35.

44) SABISCH (wie Anm. 12) S. 62.



Tafel 1 Katholische Kirche in Queitsch, romanisches Portal mit Löwen



Tafel 2 Magdalenenkirche in Breslau, romanisches Portal



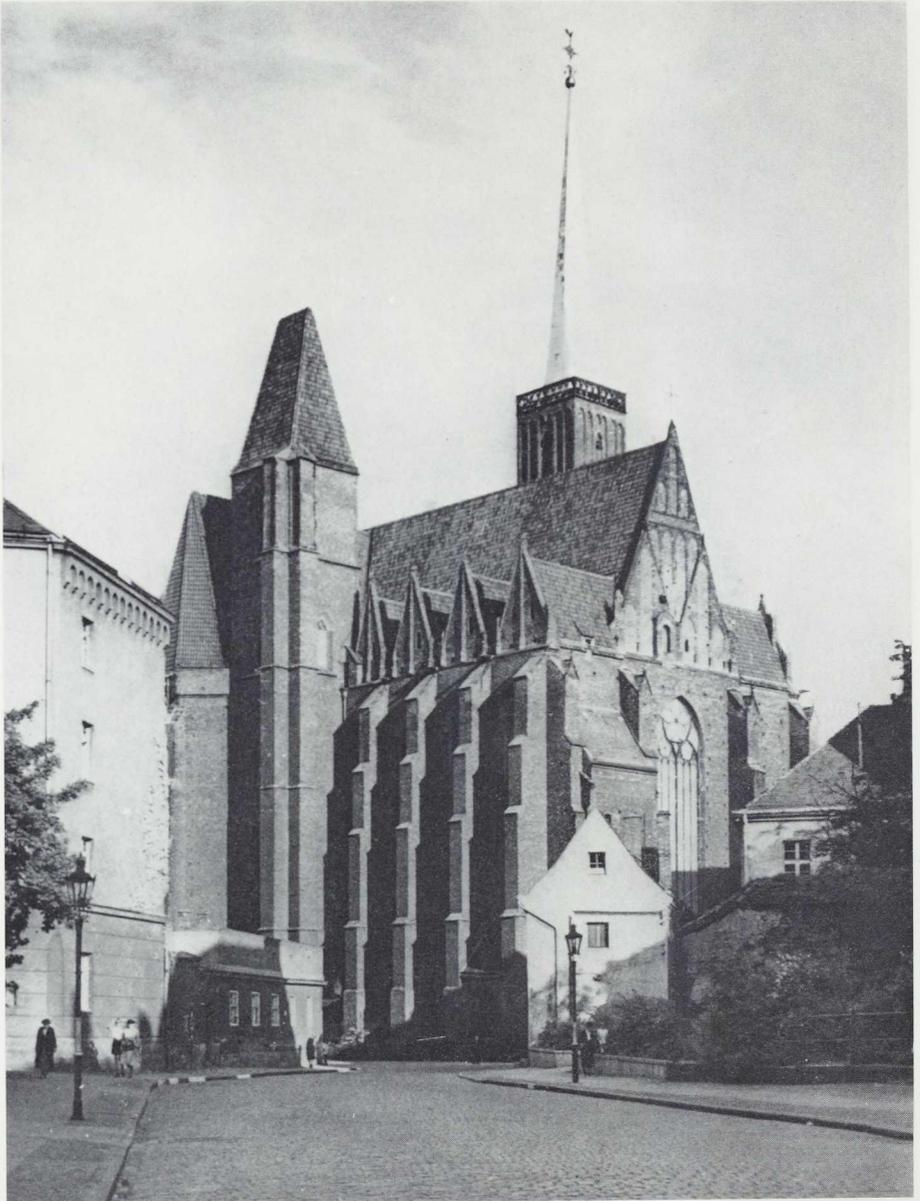
Tafel 3 Sandkirche in Breslau, romanisches Tympanon



Tafel 4 Klosterkirche in Trebnitz, David-Bersabe-Tympanon



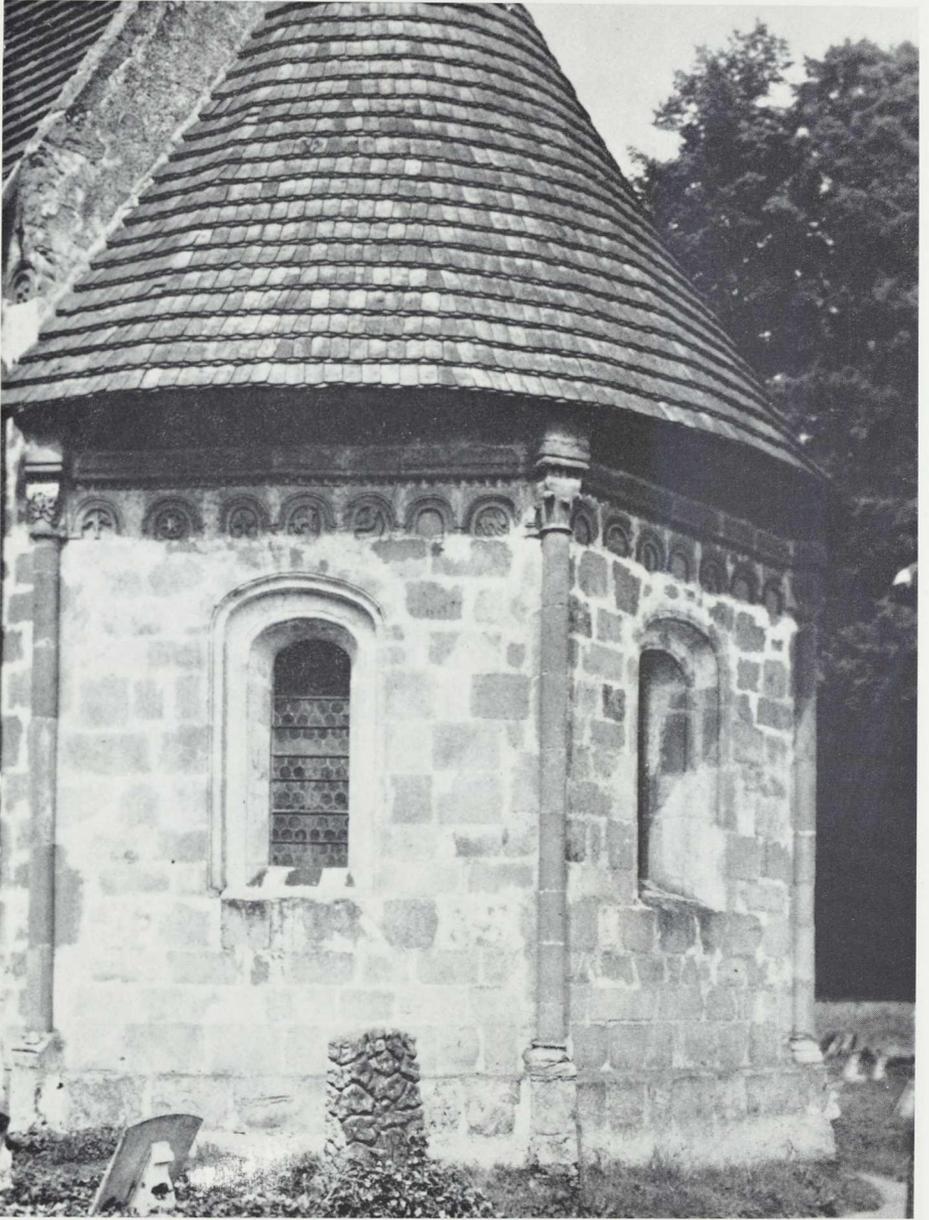
Tafel 5 Klosterkirche in Trebnitz, Außenansicht von Osten mit Hedwigskapelle



Tafel 6 Kreuzkirche in Breslau, Außenansicht von Nordwesten

Tafel 7a Adalbertkirche in Breslau, Plattenfries von Langhaus und Querschiff
 Tafel 7b Katholische Kirche in Neukirch a. d. Katzbach, Chorphartie der Ruine





Tafel 8 Begräbniskirche in Gießmannsdorf, Kr. Bunzlau, Ansicht der Apsis von Südosten

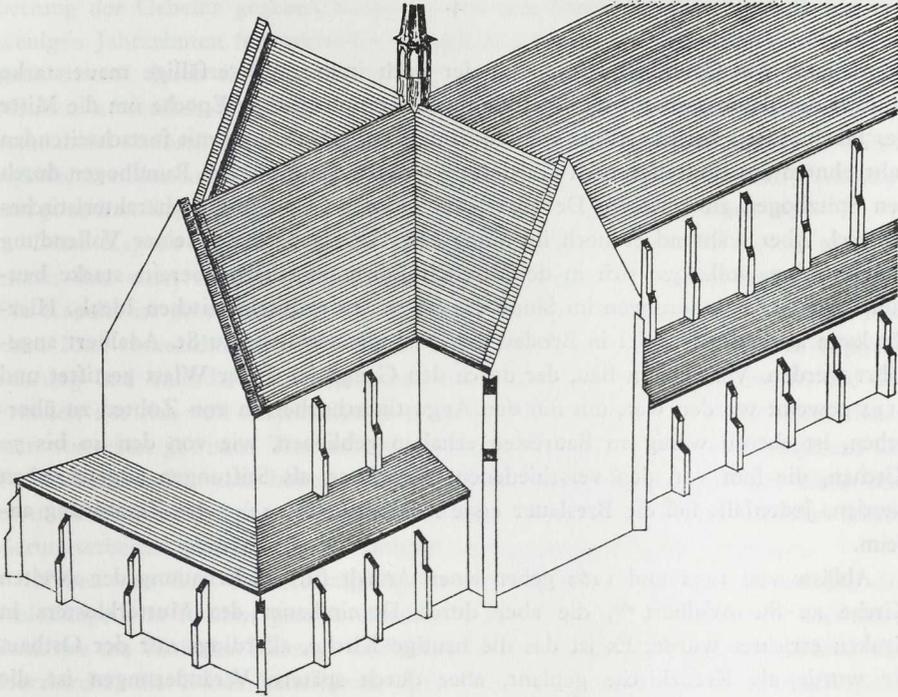


Abb. 6 Abteikirche in Lebus, schematische Ansicht von Nordosten (14. Jahrhundert)
(nach H. Grüger)

Fall aber bleibt die Tatsache bestehen, daß der Domchor nach dem zisterziensischen Rektangulärschema erbaut worden ist, wobei der Grundriß der dreischiffigen Anlage auf das Schema Pontigny II bezogen werden kann.

Mit Sicherheit aber hat der Chorbau des Breslauer Domes den Neubau von Lebus II ebenso beeinflußt wie den Chorbau des Krakauer Domes, der 1320 begonnen wurde. Hierbei hat sicherlich die Person des Bischof Nanker für die Grundrißübernahme mitbestimmend gewirkt, der 1326 vom Krakauer auf den Breslauer Bischofsthron transferiert wurde. Auch dieser Fragenkomplex, den E. Walter jüngst noch einmal behandelt hat⁴⁵⁾, überschreitet die zeitliche Begrenzung unseres Themas, ist aber kennzeichnend für eine Erscheinung, die sicherlich auch schon für das 12. und 13. Jahrhundert berücksichtigt werden muß: die Bedeutung des Einflusses bzw. der Einflußnahme führender geistlicher oder weltlicher Persönlichkeiten auf die architektonische und künstlerische Gestaltung der von ihnen initiierten oder begünstigten Bauten.

45) WALTER (wie Anm. 13) S. 299 ff.

Wenn auch das Grundrißschema und der noch immer schwerfällige mauerstarke Aufbau der Baumassen auf die Vorstellungen der romanischen Epoche um die Mitte des Jahrhunderts zurückgeführt werden kann, so zeigt sich doch mit fortschreitenden Jahrzehnten das Bestreben nach Gliederung und die Tendenz, den Rundbogen durch den Spitzbogen zu ersetzen. Der Breslauer Dom ist hierfür ein charakteristisches Beispiel. Aber während er noch im Sinne eines Übergangsbauwerks seiner Vollendung entgegenging, vollzogen sich in der zweiten Jahrhunderthälfte bereits starke baukünstlerische Veränderungen im Sinne des erstrebten architektonischen Ideals. Hierfür kann als erstes Beispiel in Breslau die Dominikanerkirche zu St. Adalbert angeführt werden. Vom ersten Bau, der durch den Gaugrafen Peter Wlast gestiftet und 1112 geweiht worden war, um ihn den Augustinerchorherren von Zobten zu übergeben, ist ebenso wenig an Bauresten erhalten geblieben, wie von den 40 bis 70 Kirchen, die ihm von den verschiedenen Chronisten als Stiftungen zugeschrieben werden. Jedenfalls fiel die Breslauer erste Adalbertkirche 1241 der Zerstörung anheim.

Ablässe von 1251 und 1262 geben einen Anhalt für die Erbauung der zweiten Kirche zu St. Adalbert ⁴⁶⁾, die aber durch Dominikaner des Mutterklosters in Krakau errichtet wurde. Es ist das die heutige Kirche, allerdings nur der Ostbau. Er wurde als Kreuzkirche geplant, aber durch spätere Veränderungen ist die ursprüngliche Idee überdeckt worden. Sie läßt sich aber aus dem Baubestand gut ablesen. Dieser Kirchenbau gehört zu den ersten Schöpfungen in Schlesien, bei denen sich die Gotik spürbar durchzusetzen beginnt. Sowohl der Ziegelverband als auch der Tonplattenfries (Tafel 7a) mit seinen sich durchschneidenden Spitzbögen stimmen mit der Krakauer Dominikanerkirche wörtlich überein. Ein Beweis, wie in diesem Fall aus dem polnischen Raum bauliche Vorstellungen in umgekehrter Richtung, also von Osten nach Westen, übertragen wurden, ja, in diesem Fall ganz offensichtlich die Modeln für den Tonplattenfries aus der gleichen Produktionsstätte stammten.

Wenn aber in Schlesien von einem Durchbruch der Gotik in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als vollzogene Tatsache gesprochen werden kann, so ist es notwendig, für diese Erscheinung den gotischen Bauplan für den Umbau der Ostpartie der Trebnitzer Klosterkirche heranzuziehen ⁴⁷⁾. Dieser Umbau hängt offensichtlich mit dem Bemühen zusammen, die Heiligsprechung der Herzogin Hedwig zu erreichen. Die 1267 erfolgte Kanonisierung dürfte den Ausschlag für die Um-

46) L. BURGEMEISTER und G. GRUNDMANN, Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau, 2. Teil (= Die Kunstdenkmäler der Provinz Niederschlesien Bd. I,2) 1933, S. 215-243.

47) ZINKLER (wie Anm. 36). In: ZINKLER, FREY, GRUNDMANN (wie Anm. 17) S. 97 ff., 111 ff.

bettung der Gebeine gegeben haben, so daß sich hieraus erklärt, weshalb ein vor wenigen Jahrzehnten fertiggestellter apsidialer Ostbau der späten Romanik niedergerissen und durch einen gotischen Neubau ersetzt werden sollte. Dieser gotische Neubau ist freilich in seinen Anfängen steckengeblieben, beseitigt wurde nur das romanische südöstliche Joch des Seitenschiffes jenseits des Querhauses mit seiner Apside. Stattdessen erfolgte die Erbauung einer einschiffigen polygonal geschlossenen gotischen Kapelle, die als Grabstätte für die Hl. Hedwig ausersehen war.

Diese Kapelle mit ihren hohen schmalen Maßwerkfenstern ist es, die man als ersten Bau einer entwickelten Hochgotik in Schlesien ansprechen kann (Taf. 5). Die Kapelle ist gekennzeichnet durch starke Überhöhung, durch eine einfache aber klare Maßwerkzeichnung der Fenster, durch wulstig profilierte schlichte Rippenführung und einfache Kapitellbildung. Diese gotische Sparsamkeit ist es, die der Frühzeit des sich voll entwickelnden Stiles entspricht, äußerlich wie innerlich kann man von einer gewissen Trockenheit sprechen, der auch das figurale Tympanon des Portaldurchbruches zum hohen Chor mit einer Marienkrönung auf der einen und einer Kreuzigung auf der anderen Seite entspricht. Dieses Portal wurde bei Renovierungsarbeiten während meiner Tätigkeit als Landeskonservator freigelegt.

Neben den Bau der Hedwigskapelle ist von der schlesischen Forschung die Schloßkapelle in Ratibor gestellt worden⁴⁸⁾. Die Literatur (Frey) spricht von einer Bauhütte am Hof des Herzogs Ladislaus, wo am Ende des 12. Jahrhunderts die Pfarrkirche, die Dominikanerkirche und das Kollegiatstift mit der Schloßkapelle entstanden. Die Gründung der letzteren erfolgte 1288 auf Bitte des Herzogs durch Bischof Thomas II. von Breslau. Auch dieser frühgotische einschiffige Kapellenbau wird durch die Höhe im Verhältnis zur Breite, ähnlich wie bei der Hedwigskapelle in Trebnitz proportioniert, in seinem räumlichen Eindruck bestimmt. Die Form der strengen Fenstermaßwerke und die der Dienste und ihrer Kapitelle zeigen die gleiche Gesinnung. Zur Charakterisierung treten hier die Sitznischen an der Längswand hinzu, für die freilich auch Analogien im hohen Chor in Trebnitz festgestellt werden können.

Wenn aber bei beiden Bauwerken der Durchbruch der Gotik auf verhältnismäßig kleine Objekte beschränkt bleibt, von denen das eine sogar nur zu einem nicht zur Ausführung gekommenen großen Bauplan gehört, so läßt sich mit der Kreuzkirche in Breslau am Ende des Jahrhunderts nachweisen, daß tatsächlich die Gotik in Schlesien in der Lage war, ein reifes und in seiner Art einmaliges Bauwerk zu schaffen. 1288 gründete Herzog Heinrich IV. auf der Dominsel ein Kollegiatstift zum Hl. Kreuz. Diese Gründung besiegelte die Versöhnung zwischen dem Herzoghaus und dem Domkapitel. Außerdem war es der Wunsch des Herzogs, daß die zu erbauende Kirche eine Gedächtnisstätte und Grablege für sein Haus werden

48) FREY (wie Anm. 19) S. 553 f.; TINTELNOT (wie Anm. 20) S. 64 ff.

sollte. Dieser Wunsch des Herzogs sollte sich nach seinem baldigen Tode frühzeitig erfüllen. Noch vor dem Ende des 13. Jahrhunderts entstand die berühmte Tumba, deren Bedeutung für die Geschichte der schlesischen Plastik hinreichend bekannt ist. Auch an ihr läßt sich wiederum nachweisen, daß der Meister dieses bedeutenden bildhauerischen Werkes Anregungen übernommen haben muß, die mit der Naumburger Werkstatt und mit französischen und hessischen Vorbildern zusammenhängen. Das gilt sowohl für die Liegefigur des Herzogs als auch für die Pleureurs (die Trauernden) auf dem Sockel.

Das Bauwerk (Tafel 6) selbst fällt schon deshalb aus dem üblichen Rahmen, weil es sich um eine zweigeschossige kreuzförmige Anlage einer Ober- und Unterkirche handelt. Die drei kurzen Kreuzarme sind polygonal geschlossen, sowohl Ober- wie Unterkirche sind als Hallenbauten mit drei gleich hohen Schiffen ausgebildet; auffällig ist die Stellung der Türme, von denen nur einer in die Höhe geführt worden ist, in den beiden Ecken des östlichen Kreuzarmes. Auffällig ist auch der Abschluß der Seitenschiffe durch Giebel parallel zum Hauptdach mit senkrecht zu diesem geführten Giebeldächern. Die klare gotische Formensprache entspricht in ihrer Herbheit der früheren Phase, und das Material des Backsteins mit seinem Dunkelrot unterstreicht den Ernst dieser frühen Gotik. Die Chöre dieses Baues sind angeblich 1295 geweiht worden. Die Vollendung erfolgte erst im 14. Jahrhundert. Sowohl Frey⁴⁹⁾ wie Griesbach⁵⁰⁾ haben Einzelheiten des ungewöhnlichen Bauwerkes in formale Beziehungen zu Hessen gebracht, die auch im Hinblick auf die Verwandtschaft des Breslauer Herzoghauses mit der hl. Elisabeth, die in Marburg bestattet ist, nicht von der Hand zu weisen sind.

Der Kreis unserer Betrachtung müßte nun noch bedeutend ausgeweitet werden. Ich denke dabei an die Landkirchen um Breslau als eine besonders wichtige Gruppe des 13. Jahrhunderts⁵¹⁾, ferner an die Gruppe der Kirchen um Goldberg, insbesondere im Katzbachtal mit einem so wichtigen Bau wie der Kirchenruine in Neukirch (Tafel 7b)⁵²⁾. Berücksichtigt werden müßten eine Reihe von Kirchen im nördlichen Niederschlesien, wie die Begräbniskirche in Gießmannsdorf mit den plastischen Spolien ihrer romanischen Apsis (Tafel 8), die bedeutenden Kirchen in

49) FREY (wie Anm. 19) S. 558.

50) A. GRISEBACH, Zur Baugeschichte. In: Die Kunst in Schlesien. Dargestellt von A. GRISEBACH, G. GRUNDMANN u. a., 1927, S. 65 ff.

51) H. LUTSCH, Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, Bde. II u. III, 1889/91; SWIECHOWSKI (wie Anm. 6).

52) G. GRUNDMANN, Neukirch, Kr. Goldberg (= Jahresbericht des Provinzialkonservators der Kunstdenkmäler Niederschlesiens für die Jahre 1935, 1936 und 1937). In: Kunst- und Denkmalpflege in Schlesien, 2. Veröff. Niederschlesien, 1939, S. 311 f.

und um Glogau und schließlich die mittelalterlichen Bauten, insbesondere dörfliche Kirchen im Neisser Bistumsland, wie etwa die in Kalkau mit ihrem Portal des 13. Jahrhunderts.

Ich habe darauf hingewiesen, daß der Kunstatlas für den schlesischen Gesamtbereich ein wichtiges Arbeitsergebnis für diese Bauten der deutschen Nachkriegsforschung darstellt⁵³⁾. Polnischerseits ist mit einem großen Arbeitsstab eine Publikation von Aufmaßen (Grundrissen, Ansichten und Schnitten) aller für diesen Zeitraum infrage kommenden schlesischen Kirchen herausgegeben worden⁵⁴⁾. Dazu treten die zusammenfassenden Veröffentlichungen der polnischen Denkmalpflege, die eine ungeheure praktische Arbeit zu bewältigen hat und deren wissenschaftliche Ergebnisse von der deutschen Forschung in Marburg beobachtet und zugänglich gemacht werden⁵⁵⁾.

5.

Angesichts dieser Leistungen bin ich mir völlig im klaren darüber, daß der Abriß, den ich an dieser Stelle zu geben imstande war, nur einen Ausschnitt — ja, ich möchte sagen — überhaupt nur Andeutungen enthält. Aber es war notwendig, sich auf die wichtigsten und überdurchschnittlichen Bauten gegenüber der Fülle der kleinstädtischen und dörflichen Kirchen zu beschränken, um das für das 12. und 13. Jahrhundert gewichtige Architekturprofil Schlesiens zu gewinnen; denn nur dieses Profil spiegelt die große europäische Stilentwicklung von der späten Romanik des 12. Jahrhunderts bis zum vollzogenen Durchbruch der Gotik am Ende des 13. Jahrhunderts wider, spiegelt zugleich aber auch die Beziehungen zum Westen und entspricht damit auch heute noch einer Bilanz, die Dagobert Frey vor 1939 mit den Worten zog: »Das 13. Jahrhundert ist für Schlesien in Baukunst und Plastik eine Zeit der Aufnahme nordwest- und süddeutscher Einflüsse. Die Ausbildung einer bodenständigen künstlerischen Eigenart, einer lokalen Schule, ist noch kaum zu erkennen. Es bedurfte eines Verwurzelns der deutschen Siedler im neuen Kolonialboden, einer Verbreiterung der Kulturschicht, der Heranbildung eines seßhaften, traditionsbewußten Handwerkerstandes in den Städten, um zu einer künstlerischen und bautechnischen Selbständigkeit zu gelangen. Dies wird erst im Laufe des 14. Jahrhunderts erreicht«⁵⁶⁾. Soweit Frey, der hier eine Auffassung vertritt, die schulbildend war. Ich hatte bei der Vorbereitung dieses Vortrages noch ein altes Heft der Zeitschrift für Ostforschung vor mir, das wir Dagobert Frey 1953 zum 75. Geburtstag gewidmet

53) Vgl. GRUNDMANN (wie Anm. 21) S. 288 ff.

54) SWIECHOWSKI (wie Anm. 6) S. 101—387.

55) Wissenschaftlicher Dienst für Ostmitteleuropa, hg. Johann-Gottfried-Herder-Institut, Marburg an der Lahn, 22 Jahrgänge, 1951—1972.

56) FREY (wie Anm. 19) S. 558.

haben⁵⁷⁾. Dieses Heft enthält u. a. einen Auszug aus einem Artikel von K. Piwocki aus dem Jahr 1946, in dem die Problematik angeschnitten wird, die sich im Hinblick auf die deutsche Forschung der Vorkriegszeit fast 20 Jahre nach dem 75. Geburtstag Freys für die polnische Forschung ergeben hat. Hier heißt es: »Bisher war die polnische Kunstgeschichte im bedeutenden Umfang abhängig von der deutschen, die zu abstrakten theoretischen Spekulationen neigt, trotzdem jedoch in der eigentlichen Durchführung der Untersuchungen und Forschungen suggestiv wirkt. Das hatte zur Folge, daß ihre Ergebnisse, die mehr als einmal in Bezug auf die Kunst unserer Länder tendenziös waren, von der polnischen Wissenschaft akzeptiert wurden. Wenn die polnische Wissenschaft sich der Notwendigkeit, sich diesem Einfluß zu entziehen, bewußt wurde und nach Aneignung eigener Methoden strebte, könnte sie zu einer Definition formaler Begriffe kommen, die die Verschiedenheit der plastischen (oder architektonischen) Tendenzen gewisser Gruppen oder sogar Stilperioden der polnischen Kunst bestimmen. Zweifellos würde das dazu führen, auf dem Wege genauer Analyse die sogenannte Importkunst zu eliminieren und zu bestimmen und die Rolle der sogenannten kleinen örtlichen Kunst zu unterstreichen«⁵⁸⁾.

Diese Frage, was in der Kunstentwicklung Polens — und Schlesiens wird von der polnischen Forschung heute unter westpolnischer Kunst rubriziert — als Import zu eliminieren sei, nachdem man es bestimmt hat, und was als polnischer Eigenstil zu unterstreichen sei, den man besonders an den kleinen örtlichen Beispielen fixieren könnte, das tritt also in der polnischen Forschung der Nachkriegszeit mit besonderer Dringlichkeit in Erscheinung und kommt in einer Fülle zweifellos gut fundierter Bauuntersuchungen in deren Publikationen auf die deutsche Forschung zu. Ihnen gegenüber aufgrund eigener Untersuchungen die Gewichte richtig zu verteilen, darauf wird es in Zukunft ankommen. Diese Darstellung sollte hierzu einen informativen Beitrag darbieten.

57) Zs. f. Ostforsch. 2, 1953, S. 481–640.

58) K. PIWOCKI. In: Biuletyn historii sztuki i kultury 8, 1946 (1/2), S. 110 f., zitiert bei: E. BEHRENS, Probleme und Ergebnisse der ostsprachigen Forschung zur Kunstgeschichte Ost-Mitteleuropas (seit 1945). In: Zs. f. Ostforsch. 2, 1953, S. 598.